

Winternacht

Autor(en): **Eichendorff, J. v.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **13 (1923)**

Heft 2

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633461>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 2 — XIII. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 13. Januar 1923

Winternacht.

Von Jos. v. Eichendorff.

Verschnit liegt rings die ganze Welt,
Ich hab' nichts, was mich freuet,
Verlassen steht der Baum im Feld,
Hat längst sein Laub verstreuet.

Der Wind nur geht bei stiller Nacht
Und rüttelt an dem Baume,
Da rührt er seine Wipfel sacht
Und redet wie im Traume.

Er träumt von künft'ger Frühlingszeit,
Von Grün und Quellenrauschen,
Wo er im neuen Blütenkleid
Zu Gottes Lob wird rauschen.

Eine Seele.

Roman von Ruth Waldstetter.

2

Sie wurde plötzlich verlegen. „Sie ist wohl etwas jugendlich, nicht wahr? Das ist es eben: in einem Alter, wo junge Männer schon bald ihre Studien beendet haben, kenne ich noch fast nichts von der Welt, von Büchern und allem Wissenswerten. Deshalb wäre ich so glücklich, Sie vielleicht einiges fragen zu können.“

In diesem Augenblick näherte sich eine lachende Gruppe, deren Mittelpunkt Siegfried Stein bildete. Der junge Arzt hatte die Bemerkung hingeworfen, von den Anwesenden gehörten wenigstens zwei Drittel in die neue Heilanstalt, und er wurde nun allgemein aufgefordert, seine Behauptung an Beispielen zu beweisen.

„Hier wird es unruhig,“ sagte der Professor. „Darf ich Ihnen einen Vorschlag machen, Fräulein Hoch? Ich muß bald nach Hause; denn ich habe morgen um sieben Uhr Kolleg. Aber sind Sie einverstanden, wenn ich Sie in den nächsten Tagen in Ihrem Heim aufsuche, und wollen Sie mir dann Ihre Fragen stellen?“

Charlotte zögerte noch, sein Anerbieten anzunehmen, als Siegfried Stein auf die beiden zutrat. „Also auf morgen oder übermorgen,“ sagte halblaut der Professor.

„Immer zuerst die Respektspersonen!“ rief Stein eben. „Sie, Faber,“ wandte er sich an den Professor, „finden Sie nicht, Sie wären doch in unserem neuen „Waldheim“ mindestens ebenso gut untergebracht wie in Ihrer eigenen Wohnung? Während Sie wissenschaftlich arbeiten, würden Sie da so glücklich sein wie dort, und in der übrigen Zeit wären keine Möglichkeiten vorhanden, Sie zu beunruhigen, keine Veranlassungen, Sie mit dem Fassen von Entschlüssen zu quälen: sagen Sie selber, hätten Sie nicht ein wunderbares Klosterleben? Ja, wir sind es, die Ihnen das

Kloster wiedergeben, das uns heute fehlt. Unsere alten Landesväter in ihrem Scheuklappen-Statismus haben die Klöster aufgehoben, um soundsoviele Väter und Mütter mehr zu bekommen, und nun flüchten die geborenen Mönche und Nonnen, wenn sie sich ein halbes Leben lang mit der lästigen Daseinsverantwortlichkeit herumgebalgt haben, in unsere Nervenheilanstalten. Ueberzeugen Sie sich doch selber, jede hochentwickelte Zeit hat ihre Klöster gehabt, worin der bessere Teil der Menschheit unterkriechen konnte, und erst noch waren damals keine elektrische Quietfahnen und Autos zu überwinden!“

„Nur das Gelübde, das Gelübde fehlt uns!“ warf jetzt ein unterseker, härziger Mann ein, der neben Siegfried stand. „Ohne das bleibt die Beruhigung unvollständig.“

„Um Gottes willen, möchten Sie die Leute auch noch vor die Wahl stellen, ob sie ein Gelübde halten wollen oder nicht!“ rief Faber lachend. „Oder haben Sie ein Mittel, den Glauben in ihre Edelkretinzüchtereien des 20. Jahrhunderts hineinzuzaubern?“

„Edelkretinzüchtereien ist gut!“ sagte eine auffallend schöne Männerstimme. Es war Stephan, der gesprochen hatte.

„Geben Sie nur acht, daß wir Sie nicht auch noch hineinkriegen!“ meinte Siegfried Stein. „Ihr schöner Welt-schmerz berechtigt Sie zwar an und für sich nicht dazu, einstweilen nicht. Sinegen wem er „stehen bleibt“, — so sagte man zu uns Kindern, wenn wir Grimassen schnitten — dem trauen wir einige Fähigkeiten zu, die bei uns am besten aufgehoben sind.“

„Bitte fahren Sie fort, das ist sehr interessant,“ sagte Stephan mit erzwungener Heiterkeit. „Was für Fähigkeiten denn?“